

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 221 (1942)

Artikel: Eine Schützenfestrede
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meister umso leichter Gehör, wenn sie den Fremden die schlechte Legierung ihrer Waren nachweisen konnten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnten die Zürcher Goldschmiede geltend machen, sie erhalten mit ihrem Handwerk in der Stadt mehrere hundert Personen. In der neueren Zeit litt dieses Handwerk unter dem Juweliergewerbe, das, ohne eigene Werkstätten, den Handel mit Gold und Silberwaren einführt und zufolge deren zum Teil maschineller Herstellung stark auf die Preise der Handarbeit drückte. Auch schadete ihm der Rückgang des Kleiderschmuckes, namentlich zufolge des Verschwindens der Volkstrachten. Als Patron verehrten die Goldschmiede ihren Handwerksgenossen, den hl. Eligius, der infolge seiner Ehrlichkeit und Frömmigkeit im Jahre 588 Bischof von Noyon in Frankreich und später heilig gesprochen wurde. (Bild 7.)

Der bunte Blumenstrauss von Handwerken, über die wir in Kürze berichteten, umfaßt nur die des Bau- gewerbes und die der Metallarbeiter. In kleinen Orten brauchten die in der gleichen Zunft vereinigten nicht gleicher Art zu sein. Innerhalb derselben ordneten alle ihre Angelegenheiten nach ihren besonderen Bedürfnissen, aber im Rahmen der eingelebten, allgemein üblichen Gebräuche. Diese und die Handwerksvorschriften erscheinen uns heute in manchen Beziehungen recht kleinlich und sie

waren es oft auch. Darum entstanden die vielen Streitigkeiten. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß sich in früheren Zeiten das öffentliche und private Leben in viel engeren Grenzen bewegte als heute. Wenn auch gerade die Handwerker zufolge der ihnen vorgeschriebenen Wanderjahre zu den Leuten gehörten, die oft recht weit in der Welt herum gekommen waren, so wanderte doch auch damals schon nicht jeder Handwerksbursche mit offenen Augen und wachem Interesse für das Neue und Besondere und mußte schließlich nicht mehr von der Welt, als heute manche modernen Schnellreisenden. Aber selbst geistig Regsamen verwischten, wenn sie sich zu Hause bleibend ihrem Berufe hingaben, die Sorgen um das tägliche Brot mit der Zeit die gewonnenen Eindrücke und lenkten ihre Schritte in die einförmigen Wege des Alltags mit all seinem Kleinram, dessen Bedeutungslosigkeit sie sich nicht einmal mehr bewußt waren. Nur wenn Gefellen vorsprachen, die aus Gegenden kamen, wo der Meister einst auch gearbeitet hatte, oder gar Grüße von ehemaligen Genossen überbrachten, dann erwachte bei fröhlichem Trunke die Erinnerung an die eigene Wanderzeit und kam zum Ausdruck in Liedern zum Preise des Wanderlebens und des Handwerks, von Leid und Freud, von Liebe und Sehnsucht nach der Heimat, wie sie einst auf den Landstraßen und in den Herbergen erklangen.

—B—G—

Eine Schützenfeste.

Es war vor dem letzten Weltkrieg. In einer Stadt Nordfrankreichs wurde das französische Bundesschießen abgehalten. Außergewöhnliche Begünstigungen bewirkten jemeilen, daß zahlreiche Schweizer Schützen an diesen Wett-schießen teilnahmen. Unter ihnen figurierte der originelle Glarner Büchsenmacher Bockli, den die Natur mit einem weithin vernehmbaren, gellenden Sprachorgan ausgestattet hatte. Er war auch kein Verächter des Alkohols und schoß hervorragende Resultate erst, wenn er „in Stimmung“ war. Nun verstand er aber kein Wort französisch und war daher vollständig von seinen Kameraden abhängig. Das machte ihn nervös, und er fing bald über alles an zu schimpfen, trotzdem die Schweizer mit aller Liebenswürdigkeit empfangen und behandelt wurden. Das hätten die Franzosen nicht anders getan. In ihrer Festhütte war den Schweizern ein Extratisch mit der Aufschrift „Digneurs suisses“ reserviert, und an diesen Tisch setzte man sich mitsamt dem unzufriedenen Meister-schützen zum Bankett. Sofort begann auch der Strom der offiziellen Festreden zu fließen. Der Brauch verlangte es, daß während derselben, die ausgerechnet an diesem Schweizertag sehr reichlich ausfielen, in der Hütte nichts serviert werden durfte. Daher mußte man auch lange auf das Essen warten. Das paßte unserem hungrigen und durstigen Bockli umso weniger, als die offizielle Rednertribüne mit den vielen Uniformen, den Ministern und Großtieren ordentlich weit vom Schweizertisch entfernt war und er von den Reden ohnehin nichts verstand. Beim Eintritt einer kleinen Pause steht er plötzlich auf, wirft die Hände in die Luft und beginnt mit seiner Stentorstimme also: „Bringit Dihr lieber afangs öppis z'frässe als immer nu z'schnörre; Dihr schnörrit ja alliwil, anstatt daß me tät serviere. I schiis

ech uf die schöne Rede, we me nüt z'frässe überchunt. Das isch ja kei Schütsefest, das isch e Schnörriest...“ In diesem Tone fuhr Bockli eine ganze Weile fort und schloß mit den Worten: „So, Ihr Schnörrihögge, Euch hanis emol gseit!“ Darauf setzte er sich nieder.

Da die Franzosen an den nächsten Tischen von der Rede Bocklis gerade soviel verstanden, wie dieser von den ihrigen, erhob sich tosender Beifall, der einen Journalisten mit Notizblock und Stift an den Schweizertisch lockte, wo er sich bei einem Berner Schützen deren Dank und volle Anerkennung für den liebenswürdigen Empfang und die großartige Durchführung des Festes holte.

Am folgenden Tage war im offiziellen Festbericht zu lesen: „Im Namen der Schweizer Schützen toastierte der Glarner Bockli in seinem heimatlichen Dialekt für Frankreich, verdankte den warmen Empfang und die überaus freundliche Behandlung, wie sie nur Frankreich zu bieten gewohnt sei, rühmte auch die einfach großartige Organisation, den mustergültigen Schießbetrieb und die vorbildliche Bewirtung. Es war nicht zu verwundern, daß die prächtigen, von Herzen kommenden Worte Beifall und helle Begeisterung ausgelöst haben und neuerdings dazu beitragen werden, die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Nachbarvölker noch enger zu knüpfen und die gegenseitigen Sympathien zu festigen.“

Die Notiz machte natürlich auch die Kunde durch die Schweizer Zeitungen. Bocklin war der Held des Tages. Wenn man ihn aber späterhin daheim am Stammtisch etwa einmal mit seiner „offiziellen Festrede“ aufzog, schmunzelte er und erwiderte: „Das isch nu de blaß Nilb vo Eu. Dihr sid ganz di gliiche Schnörrihögge wie d'Franzose, aber hä, dene hanis gseit, daß me's in Frankreich und im Schwyzerland verstande hät! Profit einiwäg!“